

CHRISTINE KABUS

Töchter des Nordlichts

NORWEGEN-ROMAN



Inhalt

Cover

Weitere Norwegen-Romane der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Stammbaum

Karten

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53

Anmerkung zu den samischen Wörtern und Ausdrücken:
Danke! Takk! Giitu!

Weitere Norwegen-Romane der Autorin

Das Geheimnis der Mittsommernacht

Das Lied des Nordwinds

Im Land der weiten Fjorde

Insel der blauen Gletscher

Das Geheimnis der Fjordinsel

Über dieses Buch

Durch ein Jahrhundert getrennt, durch eine gemeinsame Geschichte vereint ...

Finnmark, 1915. Mit neun Jahren endet das friedliche Nomadenleben des Sámi-Mädchens Áilu: Auf der Wanderung zu den Sommerweiden wird sie von norwegischen Beamten verschleppt und in ein Internat gesteckt, wo sie zu einem zivilisierten Mädchen geformt werden soll. Tatsächlich verleugnet Áilu lange ihre Herkunft. Doch der Ruf ihrer Heimat lässt sich nicht unterdrücken ...

Oslo, Gegenwart. Nora ist Mitte dreißig, als sie den Namen ihres Vaters erfährt: Ánok war ein samischer Student, der damals plötzlich aus dem Leben ihrer Mutter verschwand. Nora spürt, dass sie ihr Glück erst finden wird, wenn sie in die Heimat ihres Vaters reist. Doch die Samen und ihre Kultur erscheinen ihr lange fremd. Bis sie auf den charismatischen Hundezüchter Mielat trifft. Gemeinsam mit ihm stößt sie auf die Geschichte von Áilu. Schon bald ahnt Nora, dass Áilus ungeheuerliches Schicksal eng mit ihrer eigenen Familiengeschichte verknüpft ist ...

eBooks von beHEARTBEAT - Herzklopfen garantiert.

Über die Autorin

Christine Kabus, 1964 in Würzburg geboren, arbeitete nach ihrem Studium der Germanistik und Geschichte als Dramaturgin und Lektorin bei verschiedenen Film- und Theaterproduktionen, bevor sie sich 2003 als Drehbuchautorin selbstständig machte. Schon als Kind faszinierte sie der hohe Norden. Vor allem die ursprüngliche, mythische Landschaft Norwegens beflügelte ihre Phantasie. Sie begann, die Sprache zu lernen und sich intensiv mit der Geschichte Norwegens zu beschäftigen - auch mit den dunklen Seiten wie in »Töchter des Nordlichts«. Insgesamt liegen bei Bastei Lübbe sechs Norwegen-Romane von Christine Kabus vor.

CHRISTINE KABUS

TÖCHTER
DES
NORDLICHTS

Norwegen-Roman



beHEARTBEAT

Digitale Neuauflage

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2014/2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn

Covergestaltung: Guter Punkt, München unter Verwendung von Motiven ©

Надя Ветрова/AdobeStock; Lukas Bischoff/GettyImages;

StreetFlash/GettyImages; Rastan/GettyImages

eBook-Erstellung: Jilzov [Digital Publishing](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7517-0618-6

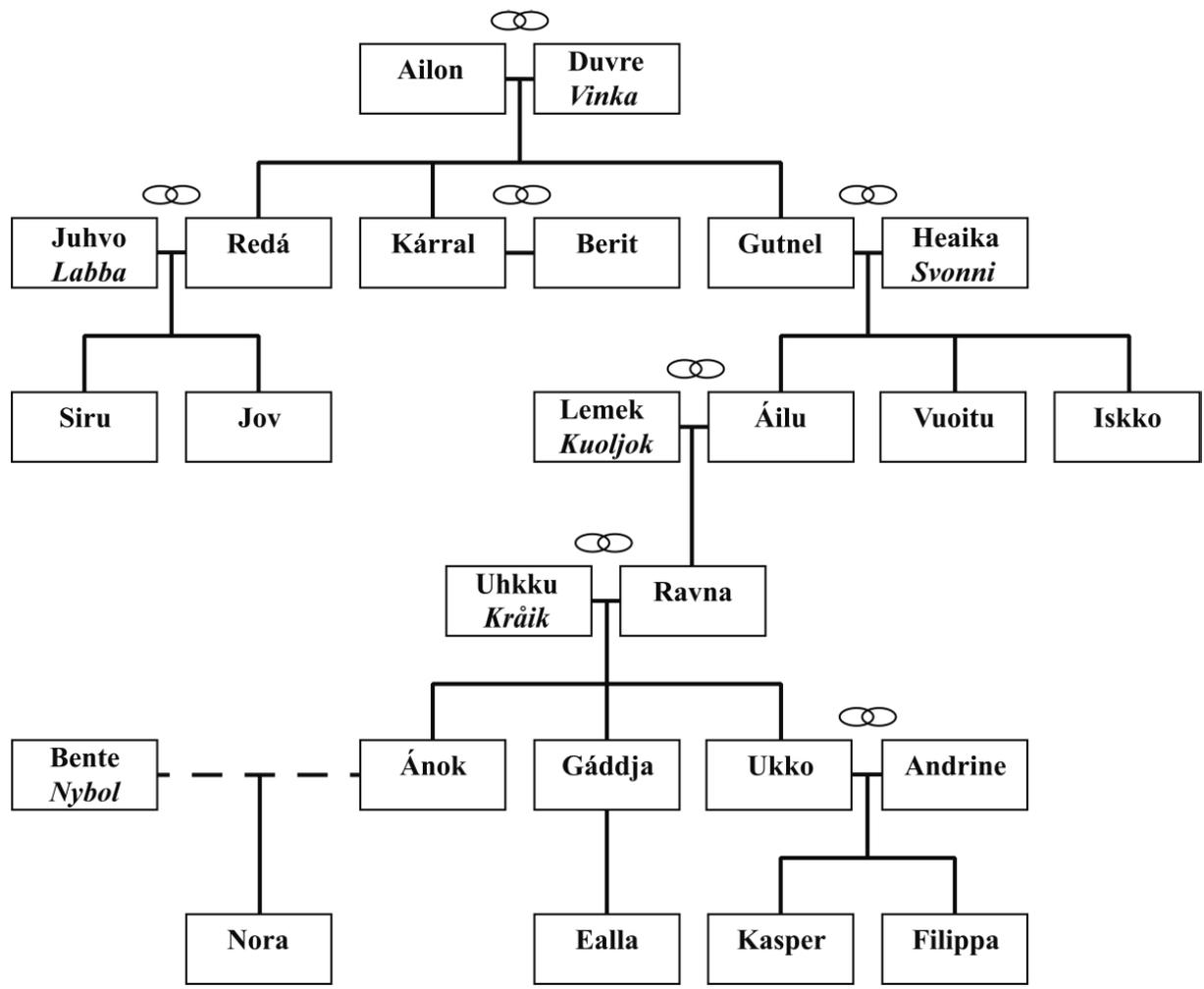
be-ebooks.de

lesejury.de

Für meinen Vater

Ii idja nu guhkki ahte beaivi ii boade.

Keine Nacht ist so lang, dass der Tag nicht kommt.



N o r d a t l a n t i k





Prolog

Eine Bewegung in ihrem Rücken, die sie mehr ahnte als sah, ließ sie innehalten. Langsam drehte sie den Kopf und hielt den Atem an. Fünf Schritte von ihr entfernt stand ein Rentier zwischen den Stämmen der niedrigen Fjellbirken der Hochebene. Sein Fell war weiß. Es musste ein wildes Ren sein, denn seine Ohren waren unversehrt und trugen keine Einschnitte, mit denen die Herdenbesitzer ihre Tiere markierten, um sie von denen anderer Familien unterscheiden zu können. Noch nie war sie einem wilden Ren so nahe gekommen. Rentiere waren scheu und gingen den Menschen aus dem Weg. Doch dieses wirkte nicht ängstlich. Es stand ruhig da und schaute ihr direkt in die Augen. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Das Ren senkte den Kopf, als wolle es ihr zunicken, und trabte davon.

Die Worte ihrer Großmutter kamen ihr in den Sinn: »*Jievja*, der weiße Einzelgänger, zeigt sich nur Menschen mit reinem Herzen. Wenn das weiße Ren dich ansieht, lausche aufmerksam, denn es überbringt dir eine Botschaft.«

Sie fühlte Tränen in ihren Augen brennen. Tränen der Erleichterung. Sie war nicht länger verstoßen. Sie war willkommen. Sie ließ sich auf einen Felsblock sinken und schloss die Augen. Wie von selbst formte sich ein tiefer Ton in ihrer Brust, dem eine lange Reihe weiterer folgte. Die Töne strömten aus ihr heraus, kraftvoll und leicht. Längst vergessen geglaubte Bilder stiegen in ihr hoch. Von jenem Morgen, an dem sie als kleines Mädchen neben ihrer Großmutter gekniet und Rentierfelle mit einem Schaber von Fleischresten befreit hatte.

»Erzähl mir eine Geschichte, *áhkkku*«, hatte sie wie so oft gebeten und zum ersten Mal die Legende von *jievja* gehört und von der Entstehung ihrer Heimat Lappland.

»Eines Tages beschloss der höchste Gott *Jubmel*, eine neue, gute Welt zu schaffen«, hatte ihre Großmutter begonnen und sich sogleich unterbrochen. »Weißt du noch, wie er auch genannt wird?«

»*Radienattje*«, hatte sie eifrig geantwortet. »Das bedeutet der herrschende Vater.«

Die Großmutter hatte ihr zugelächelt und ihre Erzählung fortgesetzt:

»*Jubmel* wollte also eine neue Welt schaffen, über die sein Sohn *Bejve*, der Sonnengott, herrschen sollte. Dafür schlachtete er seine schöne, weiße Renkuh. Ihre Knochen bildeten das Fundament, das Fleisch verwandelte er in Land, die Adern in riesige Flüsse, und aus dem Fell schuf er die Berge, Wiesen und Wälder. Aus dem Kopf der Renkuh modellierte *Jubmel* das Himmelsgewölbe, an dem er ihre strahlenden Augen als Abend- und Morgenstern befestigte. Das Herz des Rens aber versteckte er tief in der Erde. Seitdem schlägt es dort und schenkt uns Leben. Und wenn du aufmerksam lauschst, kannst du im Schweigen der hellen Sommernächte den Herzschlag der kleinen Rentierkuh hören.«

1

Oslo/Januar 2011

Das erste Mal sah Nora den Mann, als sie an einem Sonntagnachmittag Schlittschuh lief. Er lehnte bewegungslos am Sockel des Henrik-Wergeland-Monumentes an der Kopfseite des Springbrunnens, dessen rechteckiges Becken auch in diesem Winter zu einer Eislaufbahn umfunktioniert worden war, und schaute unverwandt zu ihr. Nora hätte im Nachhinein nicht sagen können, warum sie auf ihn aufmerksam geworden war. Sein dunkler Parka verschmolz mit dem Steingrau des Denkmals. Sie schätzte, dass er ungefähr einen Kopf größer war als sie selbst. Verglichen mit den meisten anderen Erwachsenen des gut besuchten Parks, der sich parallel zur Karl Johans Gate vom Nationaltheater bis zum Parlament erstreckte, war er von durchschnittlicher Größe. Seine Gesichtszüge konnte Nora auf die Entfernung kaum ausmachen. Dennoch hatte sie das vage Gefühl, ihn zu kennen. Nein, kennen war das falsche Wort. Es war mehr ein Anflug von Vertrautheit. Warum starrte er sie an? Oder bildete sie sich das nur ein?

Nora glitt über die Eisfläche, um ihn aus der Nähe zu sehen. Als sie den Rand des Brunnens erreicht hatte, war der Platz neben der Statue des Schriftstellers leer. Sie musterte die vorbeiflanierenden Spaziergänger. Den Mann konnte sie nirgends entdecken. Er war verschwunden.

Nora zuckte die Achseln und kehrte zu Leene und Petrine, ihren beiden Kolleginnen, zurück, mit denen sie unterwegs war. Die drei waren als Erzieherinnen bei der Tagesstätte »Lille Bamsen« angestellt, die einem

Beratungs- und Betreuungszentrum für Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund beziehungsweise aus sogenannten prekären Verhältnissen angegliedert war. Die Kita lag nordöstlich des Hauptbahnhofs am Rand des ehemaligen Arbeiterviertels Grønland, in dem sich viele Einwandererfamilien angesiedelt hatten.

Mit Leene, die wie sie selbst Mitte dreißig war, fühlte sich Nora nach neunjähriger Zusammenarbeit auch freundschaftlich verbunden. Sie schätzte ihre einfühlsame Art, ihren Humor und ihr sicheres Gespür im Umgang mit ›schwierigen‹ Kindern. Mit der achtundzwanzigjährigen Petrine, die vor drei Jahren zu ihnen gestoßen war und sich als zuverlässige, kompetente Kollegin entpuppt hatte, wurde Nora nicht recht warm. Zu unterschiedlich waren ihre Lebenseinstellungen und Sichtweisen. Um des guten Arbeitsklimas willen ließ sie sich dennoch hin und wieder auf die Dreimädelstreffen ein, die Petrine regelmäßig vorschlug. Nora vermutete, dass sie auf die Vertrautheit zwischen Leene und ihr eifersüchtig war. Aber Sympathie oder gar Freundschaft konnte man nun einmal nicht erzwingen.

»Ich könnte jetzt eine heiße Schokolade vertragen«, sagte Nora und deutete auf ein kleines Zelt, vor dem mehrere Stehtische aufgestellt waren. Obwohl die Temperatur nur wenige Grad unter null lag, Nora eine dicke Lammfelljacke trug und ständig in Bewegung gewesen war, fühlte sie sich ausgekühlt.

»Ich bin dabei«, antwortete Leene, die eine gesteppte rote Daunenjacke anhatte und eine ihrer zahlreichen Garnituren, wie sie die von ihr selbst gestrickten, farbenfrohen Mütze-Schal-Handschuhe-Ensembles nannte.

Petrine, in sportlichem, figurbetontem Winteroutfit, nickte. »Ja, ich habe auch nichts gegen eine kleine Aufwärmpause«, sagte sie und rieb sich mit der behandschuhten Hand ihre von der Kälte gerötete Nase.

Sie verließen die Eisbahn und standen kurz darauf mit dampfenden Bechern vor sich an einem der Tischchen. Neben Leene und Petrine, beide hochgewachsen und athletisch, kam sich Nora immer besonders klein und zierlich vor. Es war schon vorgekommen, dass man sie von Weitem für eines der Kinder gehalten hatte, die sie betreute. Nicht nur wegen ihrer Größe, sondern auch weil viele Eltern ihrer kleinen Schützlinge aus Asien, Afrika und vom Balkan stammten und Nora mit ihren dunklen Haaren und den hochsitzenden Wangenknochen im Vergleich zu ihren blonden, blauäugigen Kolleginnen etwas exotisch wirkte.

»Lasse und ich wollen uns in den Osterferien eine Hütte in den Bergen mieten. Wir suchen noch nette Leute, die sich mit uns zusammentun«, drang Petrines Stimme in Noras Gedanken. »Hättet ihr nicht Lust?«, fragte sie und sah Nora und Leene an.

Nora hob die Schultern. »In den Osterferien? Hab noch gar nicht drüber nachgedacht, was ich da mache«, antwortete sie. »Klingt aber verlockend«, schob sie etwas lahm nach, als sie Petrines enttäushtes Gesicht sah.

Petrine wandte sich an Leene. »Was ist mit dir und Jens?«

Zu Noras Überraschung wurde Leene rot.

»Äh, bei uns steht jetzt erst mal was anderes an«, sagte sie. Ihr Gesicht strahlte. Sie hatte eine Hand auf ihren Unterleib gelegt und streichelte ihn sacht.

Petrines Augen weiteten sich. »Du meinst ... bist du etwa schwanger?«, rief sie.

Nora sah, wie sich einige der Umstehenden neugierig zu ihnen umdrehten. Leene senkte verlegen den Kopf und nickte.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Nora und hob ihren Kakaobecher, um mit Leene anzustoßen. »Seit wann weißt du es?«

»Schon länger. Ich bin jetzt im vierten Monat«, antwortete Leene. »Dieses Mal wollte ich es erst erzählen, wenn es ganz sicher ist«, fügte sie leise hinzu.

Nora nickte und drückte Leenes Arm. Ihre Freundin hatte bereits zweimal in den ersten Schwangerschaftswochen Fehlgeburten gehabt. Nora wusste, dass sie stärker darunter gelitten hatte, als sie es sich hatte anmerken lassen. Umso mehr freute es sie für ihre Freundin, dass sich deren Kinderwunsch nun erfüllen würde. Leene legte kurz ihre Hand auf Noras und sah ihr in die Augen.

»Wo wir gerade beim Verkünden sind«, sagte Petrine und sah die beiden anderen Aufmerksamkeit heischend an. Sie hielt es nie lange aus, wenn jemand anderes im Mittelpunkt stand.

»Lasse und ich werden im Sommer heiraten.« Sie schaute in die mittlerweile geleerten Becher, sammelte sie ein und eilte mit den Worten: »Ich besorg uns noch eine Runde zum Anstoßen«, zu dem Verkaufszelt.

»Ob Lasse schon von seinem Glück weiß?«, flüsterte Leene. »Das kam doch jetzt sehr plötzlich. Und wo ist der Ring? Den hätte sie uns doch als Erstes gezeigt.«

Nora kicherte. »Jetzt, wo du's sagst. Es würde mich nicht wundern, wenn Petrine diese Neuigkeit eben erst beschlossen hat.«

Wobei sie keine Sekunde daran zweifelte, dass es tatsächlich zu dieser Hochzeit kommen würde. Petrine war zwar die Jüngste von ihnen, zugleich aber auch die resoluteste. Sie schien es für selbstverständlich zu halten, dass ihre Wünsche und Erwartungen erfüllt wurden. Manchmal beneidete Nora sie um dieses Selbstvertrauen. Wie es sich wohl anfühlte, keine Selbstzweifel zu haben?

Petrine kehrte mit frischem Kakao zurück. Nachdem sie ihr gratuliert und die zukünftige Braut hatten hochleben lassen, wandte sich Leene an Nora.

»Wie geht es eigentlich Per? Du hast schon länger nichts von ihm erzählt.«

»Ach, das hat nicht so gepasst zwischen uns«, sagte Nora.

»Oh, das tut mir leid.«

»Muss es nicht«, versicherte Nora, als sie Leenes besorgte Miene sah. »Wirklich, es war nichts Ernstes.«

Petrine runzelte die Stirn. »Ist es das je bei dir? Bist du es nicht leid, Single zu sein?« Die Frage kam schroff, fast vorwurfsvoll.

Leene sog scharf die Luft ein. Petrine schien zu bemerken, dass sie sich im Ton vergriffen hatte, denn sie schob gespielt salbungsvoll nach: »Nora Nybol, wird es nicht langsam Zeit, sich ernsthaft zu binden und eine Familie zu gründen?«

Nora grinste. »Du meinst, mit fünfunddreißig, da macht sich ein Mädchen Gedanken?«

»Marilyn Monroe war fünfundzwanzig, als sie das sagte«, entgegnete Petrine trocken.

Am nächsten Morgen wachte Nora früh auf und beschloss, die Arbeitswoche in ihrem Lieblingsbistro in der Thorvald Meyers Gate einzuläuten, das auf halbem Wege zu ihrem Arbeitsplatz lag. Die Besitzerin verstand sich nicht nur auf die Zubereitung köstlicher Kaffeekreationen, sondern buk auch leidenschaftlich gern. Beim Gedanken an einen ofenwarmen Rosinenboller lief Nora das Wasser im Munde zusammen.

Pünktlich um halb acht betrat Nora das zweistöckige Hauptgebäude der Kita, deren umzäuntes Grundstück am Rande eines kleinen Parks lag. In der oberen Etage befanden sich das Verwaltungsbüro, die Zimmer der Sozialberater und Familientherapeuten und ein großer Besprechungsraum. Unten gab es eine Küche und einen Aufenthaltsraum mit abschließbaren Schränken und

Postfächern für die Mitarbeiter. Daneben war ein Arbeitszimmer mit Computern eingerichtet, auf denen unter anderem die wöchentlichen Berichte geschrieben wurden – eine der wenigen Aufgaben, auf die Nora gern verzichtet hätte.

Da das sonnige Wetter vom Wochenende umgeschlagen war, zog Nora ihre Jacke aus und verstaute sie in ihrem Schrank. Eigentlich hatte sie mit ihren Kindern nach draußen gehen wollen, doch der eisige Graupelregen, der aus dem verhangenen Himmel niederging, machte ihr einen Strich durch die Rechnung.

Auf dem Weg zur Tür warf Nora einen Blick in ihr Postfach. Überrascht zog sie einen an sie adressierten Umschlag heraus. Es kam selten vor, dass dort Briefe von außerhalb auf sie warteten. Gewöhnlich waren es interne Mitteilungen, Infobroschüren, Arbeitspläne und Ähnliches.

Nora verzog unwillig das Gesicht, als sie die runde Handschrift ihrer Mutter Bente auf dem Umschlag erkannte. Sie konnte sich schon denken, was in dem Brief stand: die Bitte um ein Treffen, bei dem sie Nora »alles« erzählen und erklären wollte. Seit Wochen lag Bente ihr damit in den Ohren, hatte ihr unzählige Male zu Hause auf den Anrufbeantworter und auf die Mailbox ihres Mobiltelefons gesprochen, ihr etliche E-Mails und Postkarten geschickt. Und jetzt also einen Brief an ihre Arbeitsstelle. Was würde als Nächstes kommen? Ein unangekündigter Besuch?

Nora spürte, wie die Wut auf ihre Mutter wieder in ihr hochkochte. Jetzt auf einmal wollte Bente reden. Nachdem sie fünfunddreißig Jahre lang geschwiegen hatte. Wie hatte sie ihr das nur antun können? Einerseits war sie nicht müde geworden zu behaupten, ihre Tochter wäre die wichtigste Person in ihrem Leben, und andererseits hatte sie sie konsequent angelogen.

Nora stopfte den Umschlag ungeöffnet in die Tasche ihrer taillierten, blaugrünen Wolljacke – fest entschlossen,

auch diesen Annäherungsversuch zu ignorieren. Sie eilte aus dem Gebäude und überquerte den Platz, an dessen anderer Seite mehrere niedrige bunt gestrichene Holzhäuser standen. Nora steuerte das orangefarbene an, in dem ihre »Löwengruppe« untergebracht war.

Später am Vormittag stand sie mit den Kindern vor einer großen Weltkarte, die an einer Wand im Spielzimmer hing. Die Kontinente und Länder waren mit den für sie typischen Pflanzen und Tieren gekennzeichnet.

Gerade hatten sie gemeinsam Pakistan gesucht, die Heimat der Eltern des fünfjährigen Amal und seiner zwei Jahre älteren Schwester Bhadra, die demnächst eingeschult werden sollte. Diese hatte schließlich auf eine Ziege gedeutet, deren lange, spiralig gewundene Hörner v-förmig auseinanderstanden, und stolz erklärt: »Das ist eine Schraubenziege. Mein Papa hat gesagt, dass sie das Wahrzeichen von Pakistan ist.«

Bevor Nora dem Mädchen antworten konnte, fragte Amal: »Und woher kommen deine Eltern?« Er schaute zu Nora hoch.

Sein Freund Mahdi, dessen Großeltern einst aus Somalia eingewandert waren, knuffte ihn in die Seite und rief: »So eine blöde Frage. Aus Norwegen natürlich!«

»Gar nicht wahr«, rief Amal und zog die Augenbrauen zusammen. Er musterte Nora aufmerksam.

»Du hast so Augen wie die Seteney«, sagte er und deutete auf ein Mädchen mit dunkelbraunen, leicht schräg stehenden Augen und hohen Wangenknochen, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, die aus dem Kaukasus stammte. »Du bist klein«, fuhr er fort. »Deine Haare sind dunkel. Du siehst ganz anders aus als Leene und Petrine.«

Nora strich Amal über seine glänzenden, schwarzen Haare.

»Das stimmt schon«, sagte sie. »Trotzdem hat Mahdi Recht. Meine Eltern sind beide Norweger. Meine Mutter ist ganz hell. Ich komme wohl mehr nach meinem Vater. Er stammt aus der Finnmark. Wisst ihr, wo die liegt?«, wandte sie sich an alle Kinder.

Die kleine Seteney trat an die Karte, stellte sich auf die Zehenspitzen und deutete auf ein Rentier, das hoch oben im Norden Norwegens stand.

Nora nickte ihr zu. »Und wisst ihr auch, wer dort wohnt?«, fragte sie.

»Die Eskimos«, rief Mahdi.

»Nein, die leben da, wo immer Schnee liegt«, widersprach Bahdra.

»Aber da liegt doch Schnee!«, beharrte Mahdi und tippte auf die Karte.

»Die Eskimos, besser gesagt die Inuit, wie sie sich selber nennen, wohnen im nördlichsten Zipfel von Nordamerika«, sagte Nora und zeigte auf Alaska und Nordkanada, wo sich Eisbären, Robben und Walrösser tummelten. »Bei uns leben die Sami.«

»Was sind Sami?«, fragte Bahdra.

»Ich weiß es, ich weiß es!«, rief Seteney und hopste aufgeregt vor Nora herum. »Das sind doch die, die joggen.«

»Hä?«, machte Mahdi. »Rennen die den ganzen Tag rum?«

»Nein, die singen so komisch.«

»Ah, du meinst joiken«, sagte Nora.

»Was ist das denn?«, wollte Mahdi wissen.

»Ist doch egal«, maulte Bahdra. »Ich hab zuerst gefragt! Ich will endlich wissen, was Sami sind.«

Nora strich Mahdi über den Kopf. »Ich erklär's dir ein anderes Mal«, versprach sie, froh, dass Bahdra sie unterbrochen hatte. Sie hätte nicht genau erklären können, was es mit dem Joiken auf sich hatte.

»Die Sami sind den Inuit in manchen Dingen ziemlich ähnlich«, fuhr sie fort. »Und weil sie ursprünglich weit aus

dem Osten gekommen sind«, Nora deutete auf die Regionen hinter dem Ural, »haben manche von ihnen solche Augen wie Seteney und dunkle Haare.«

»Die Familie von deinem Vater ist also auch eingewandert«, stellte Amal fest.

Nora nickte. »Ja, und wenn man es genau nimmt, sind alle Norweger Einwanderer.«

Die Kinder sahen sich überrascht an und lächelten.

»Wieso sind die Sami den Inuit ähnlich?«, fragte Mahdi.

»Die haben früher auch als Nomaden gelebt. Das heißt, sie wohnten nicht in festen Häusern, sondern sind den Rentieren gefolgt, die bei ihnen Karibus heißen, auf ihren Wanderungen und ...«

Eine Frauenstimme unterbrach Nora: »Kommt ihr nicht zum Essen?«

Nora drehte sich um und sah Leene in der Tür stehen.

»Oh, schon so spät? Ich hab gar nicht auf die Zeit geachtet«, sagte sie und wandte sich an die Kinder.

»Geht schon mal mit Leene. Ich räume noch rasch auf.«

Sie lächelte Leene zu, die die vier Kinder zu sich winkte. Während Nora die Malsachen in die dafür bestimmte Kiste legte und die Bilder einsammelte, die die Kinder gemalt hatten, dachte sie über Amals Frage nach der Herkunft ihrer Eltern nach. Bis letzten Sommer hätte sie sie nicht beantworten können, zumindest, was ihren Vater betraf. Und auch über die Familie ihrer Mutter hatte sie bis dahin so gut wie nichts gewusst. Nur dass Bente in Tromsø aufgewachsen war.

Nora starrte auf das Bild von Mahdi, das sie gerade in der Hand hielt. Die Kinder hatten ihre Familien gemalt. Mahdi hatte sich beschwert, dass das Blatt viel zu klein sei, um alle seine Verwandten darauf unterzubringen. Schon für seine fünf Geschwister, die Eltern und die Großeltern, die mit ihnen zusammenwohnten, hatte der Platz kaum gereicht. Geschweige denn für all die Onkel und Tanten und deren Familien.

Nora fiel das Familienbild ein, das sie vor ungefähr dreißig Jahren in der Schule gemalt hatte. Darauf waren nur ihre Mutter und sie selbst zu sehen. Zu Hause hatte sie dann noch einen Mann dazugemalt, prächtig gekleidet wie ein orientalischer Herrscher. Denn so stellte sie sich ihren unbekanntem Vater vor. In ihrer Fantasie stammte er aus einem Königshaus und war zum Studium nach Norwegen geschickt worden. Natürlich nicht allein, sondern mit Aufpassern. Und diese hatten ihn umgehend in seine Heimat zurückbefördert, als sie von seiner Liebe zu Bente erfuhren. Lange hatte Nora davon geträumt, dass er eines Tages vor ihrem Osloer Häuschen stehen und Bente in die Arme schließen würde. Und vor allem überglücklich wäre, endlich seine Tochter kennenzulernen.

Sie hatte erst ihre verschollen geglaubte Großmutter finden müssen, um die Wahrheit zu erfahren, die ihren kindlichen Fantasien zumindest in einem Punkt sehr nahekam: Ihr Vater war tatsächlich Bentes große Liebe gewesen.

Nora schüttelte sich. Sie fasste sich mit beiden Händen in die vollen, schulterlangen Haare, zog das Haargummi heraus und band sich den Pferdeschwanz neu, aus dem sich überall Strähnen gelöst hatten. Jetzt war keine Zeit zum Grübeln, die Kinder warteten auf ihr Essen.

Am späten Abend stellte Nora ein Tablett mit Teekanne und Becher auf den Boden neben einen der beiden niedrigen, mit bunten Seidenkissen bedeckten Korbsessel vor das große Fenster in ihrem Ein-Zimmer-Appartement. Gegenüber an der Wand stand eine alte Holzkommode mit einer Stereoanlage darauf. Das Bett und der Kleiderschrank waren hinter einem Bücherregal verborgen, das als Raumteiler diente und auch ein Fernsehgerät beherbergte, das Nora je nach Bedarf zum Bett oder zum Wohnraum hindrehen konnte. Ein paar helle Rentierfelle,

die auf dem Boden lagen, bildeten einen reizvollen Kontrast zu den dunkelgebeizten Holzdielen.

Sie nahm ihr Smartphone von der Kommode und ließ sich in den Sessel neben dem Tablett sinken. Bevor sie sich Tee einschenkte, öffnete sie das Internet und gab in der Suchmaschine den Begriff »joiken« ein. Es war ihr wichtig, die Fragen ihrer Löwenkinder zu beantworten und deren Wissensdurst zu stillen. Sie klickte sich durch mehrere Lexika und Fachartikel und erfuhr, dass die Wurzeln dieser lautmalerschen Musik bis in die Steinzeit zurückreichten. Der wesentliche Unterschied zu Liedern anderer Kulturen bestand offenbar darin, dass ein Joik dem Verständnis der Sami nach einfach existierte und nicht »gemacht« wurde. Man joikte also keine Geschichten oder über etwas, sondern man joikte Personen, Tiere, Landschaften oder auch Gefühle und stellte so eine unmittelbare Verbindung her. Das erklärte auch, weshalb Joiks endlos waren, eher kreisförmig als geradlinig, und dass sie sich – je nach Stimmung des Sängers – ändern konnten.

Nora schaltete das Smartphone ab, knipste die Stehlampe aus und goss den Früchtetee in den Becher. Der Schein der Stumpenkerze, die auf einem Teller stand, den ihr eines ihrer Löwenkinder zu Weihnachten getöpft hatte, wirkte wie eine winzige leuchtende Insel in dem dunklen Raum.

Draußen wölbte sich der nächtliche Winterhimmel, erhellt von den vielen Lichtern der Stadt. Nora nippte an dem Tee, lehnte sich zurück und sah aus dem Fenster, das nach Westen ging. Ihre Wohnung lag in der vierten Etage. Da die gegenüberliegenden Häuser nur drei Stockwerke hoch waren, hatte sie einen weiten Blick über die Stadt. Ungehindert in die Ferne schauen zu können half ihr beim Nachdenken. Sie liebte diese ruhigen Momente vor dem Schlafengehen, in denen sie den Tag Revue passieren lassen konnte, Pläne machte oder einfach nur vor sich hinträumte.

Zweimal war sie im Laufe dieses Tages an ihre Mutter erinnert worden. Von dieser selbst mit ihrem Brief. Und durch die Frage des kleinen Amal nach ihren Eltern. Nora spürte, dass sie sich der Konfrontation mit Bente, der sie seit Monaten ausgewichen war, stellen musste. War es kindisch gewesen, auf deren jahrelanges Schweigen und die Lügen mit einer Funkstille zu reagieren? Und ihrerseits das Gespräch zu verweigern? Sie kniff die Augen zusammen. Das Nora-Kind in ihr – wie sie ihre Gefühlsseite für sich nannte – war zutiefst verunsichert und verletzt. Zugleich sehnte es sich danach, Frieden mit der Mutter zu schließen. Die störrische Seite fand, dass ihr Rückzug Bente recht geschehen war. Jahrzehntlang hatte diese behauptet, nicht zu wissen, wer der Vater ihrer Tochter war. Sie hatte Nora glauben lassen, sie wäre das Resultat einer stürmischen Liebesnacht mit einem namenlosen ausländischen Studenten, den Bente auf dessen Abschiedsfeier in Tromsø vor seinem Rückflug in seine Heimat zum ersten und letzten Mal gesehen hatte. All die Jahre hatte Nora vermutet, die ungewollte Schwangerschaft – also letztendlich sie selbst – sei der Grund gewesen, warum Bente sich mit ihren Eltern überworfen und ihnen und Tromsø für immer den Rücken gekehrt hatte.

Nora spürte, wie sie sich verkrampfte und den Teebecher so fest umklammerte, dass ihre Knöchel weiß wurden. Sie stellte ihn auf das Tablett, zog die Knie an und umschlang ihre Beine mit den Armen. Hätte ihre Mutter ihr irgendwann von sich aus die Wahrheit gesagt? Oder hätte sie es tatsächlich fertiggebracht, sie Zeit ihres Lebens im Dunkeln über ihre Herkunft zu lassen? Diese Frage nagte an Nora, seit sie im letzten Sommer mehr oder weniger zufällig über Bentes Geheimnis gestolpert war: ihre Liebesbeziehung zu Ánok, einem Studenten, der aus einer samischen Familie aus Lappland stammte und deshalb von ihrem Vater nicht akzeptiert worden war. Zu erfahren, dass

dieser Student ihr Vater war, hatte Nora einen Schock versetzt. Außer sich war sie davongelaufen, ohne sich den Rest der Geschichte anzuhören. Den sie bis heute nicht kannte.

Es hielt sie auch jetzt nicht auf ihrem Sessel. Wie damals sprang sie auf – übermannt von dieser Mischung aus Fassungslosigkeit und Wut, mit der sie ihre Mutter angeschrien hatte. Sie presste ihre Stirn an die kühle Fensterscheibe. Wie konnte man seinem angeblich geliebten Kind so etwas Wichtiges vorenthalten? Einen wesentlichen Bestandteil der eigenen Identität?

Nora hatte sich nur Leene anvertraut, die gespürt hatte, wie aufgewühlt sie war. Die Freundin hatte ihr versichert, sie sei jederzeit für sie da, wenn sie reden wolle. Doch Nora hatte sich lange nicht in der Lage gefühlt, sich den Fragen zu stellen, die das neue Wissen in ihr aufwarf: Wer war sie? Und wer war der Mann, der sie zumindest genetisch zur Hälfte geprägt hatte? Leene hatte ihr nicht weiter zugesetzt, machte aber keinen Hehl daraus, dass sie das Verdrängen auf die Dauer für schädlich hielt. Insgeheim gab Nora ihr Recht. Sie wusste, dass sie der wachsenden Neugier auf ihren Vater und seine Familie irgendwann nachgeben würde. Und sie erkannte, dass dieser Zeitpunkt nun gekommen war.

Sie sah auf die Uhr. Kurz vor zehn. Noch nicht zu spät für einen Anruf. Sie stand auf, holte das Telefon und drückte die Kurzwahltaste, unter der sie die Nummer ihrer Mutter gespeichert hatte. Vor Anspannung hielt sie die Luft an. Als der Anrufbeantworter ansprang, atmete sie erleichtert aus. Nach der langen Funkstille wollte sie ungern ihr erstes Gespräch mit Bente am Telefon führen. Nach dem Piepton hinterließ sie eine kurze Nachricht, in der sie ihren Besuch für Freitagnachmittag ankündete, falls es ihrer Mutter passte.

2

Finnmark/Frühlingswinter 1915

Die neunjährige Áilu lag auf einem Rentierfell vor dem Eisloch, das ihr Vater für sie gebohrt hatte. Sie ließ die Angelschnur, an deren Ende sie einen Stein als Gewicht befestigt hatte, mit einer kleinen Elritze als Köder auf den Grund des Sees sinken. Sie beugte sich über das Loch. Im schwarzen Wasser spiegelte sich ihr Gesicht, das von einer Fellmütze eingerahmt war. Flüchtig sah sie sich in die hellbraunen Augen mit dem dunklen Rand, bevor sie sich eine Decke über den Kopf zog. Nun konnte sie in die Tiefe schauen.

Aus dem Weiß, das seit Monaten die Landschaft in den unterschiedlichsten Schattierungen beherrschte, tauchte Áilu in eine Welt der Farben. Das Licht der Sonne, die ihr den Rücken wärmte, ließ das Wasser unter dem Eis blaugrün erstrahlen. Aus den Tiefen des Seegrundes wuchsen zarte, verschlungene Gebilde empor, die in verschiedenen Gelb- und Grüntönen schimmerten. Áilu hielt den Atem an, als ein Hecht mit tragem Flossenschlag gemächlich unter ihr vorbeizog. Es schien ihr, als müsse sie bloß den Arm ausstrecken, um ihn zu berühren. Sie konnte sein Maul, das sie an einen Entenschnabel erinnerte, deutlich erkennen, ebenso die hellen Flecken, mit denen sein Körper gesprenkelt war. Noch nie war sie einem so großen Fisch so nahe gekommen. Die Lachse, die im Sommer aus dem Fluss emporschnellten, verschwanden wie silbrige Blitze wieder in den Fluten, kaum dass man sie erblickt hatte.

Das Zucken der Feder, die als Schwimmer in die Angelschnur geknotet war, riss Áilu aus ihrer Versunkenheit. Sie streifte die Decke ab, kniete sich hin, wickelte die Rentiersehne auf die Rolle an der Angel und zog wenige Augenblicke später einen Fisch aus dem Loch. Sie legte ihn in den Schnee und versetzte ihm mit dem Knauf ihres Messers einen Schlag auf den Kopf. Anschließend zog sie ihre Handschuhe aus, befreite den aus Knochen geschnitzten Haken aus dem Maul des rotgetupften Saiblings. Dann holte sie eine weitere Elritze aus dem Birkenrindenkörbchen, spießte das Fischchen auf und zog wieder die Decke über sich.

»Ich hab einen, ich hab einen!«

Das Jauchzen ihres zwei Jahre jüngeren Bruders Vuoitu, der einige Meter entfernt von ihr zusammen mit seinem gleichaltrigen Vetter Jov auf dem Eis lag, zerriss die Stille, die über dem See lag. Áilu lugte unter ihrer Decke hervor. Vuoitu war aufgesprungen und schwenkte lachend seine Mütze. Er war zum ersten Mal beim Eisfischen dabei. Áilu winkte ihm zu. Sie konnte sich noch gut an die Freude über ihren ersten Fisch erinnern, den sie geangelt hatte, als sie sieben Jahre alt gewesen war.

»Halt ihn fest, du Dummkopf!«, rief Jov und warf sich in den Schnee, um den Fisch aufzuhalten.

Doch seine Warnung war zu spät gekommen. Áilu sah, wie sich das runde, rotwangige Gesicht ihres Bruders vor Enttäuschung verzog, als seine Beute in das Loch entwischte, aus dem er sie gerade gezogen hatte. Während sich die beiden Jungen gegenseitig die Schuld an dem Missgeschick gaben, biss der nächste Saibling an Áilus Angel. Wieder vergaß sie alles um sich herum und konzentrierte sich ganz auf ihr Fangloch.

»Du bist eine tüchtige Fischerin.«